Abonnementspreis
mit der wöchentlich einmal erscheinenden Unterhaltungs-Beilage „Nach der Arbeit“ monatl. [illegible] bei Selbstabholung in den Ausgabestellen 60 Pf. pro Monat. Durch die Post bezogen [illegible] pro Vierteljahr [illegible] 2,50. Unter Kreuzband für Deutschland und Oesterreich-Ungarn [illegible], für das übrige Ausland 7 M. pro Vierteljahr.

Redaktion
Zwingerstraße 22, part.
Sprechstunde
nur Wochentags von 12 bis 1 Uhr.
Telephon: Amt 1, Nr. 1769.

Telegramm-Adresse:
„Arbeiterzeitung Dresden.“

Sächsische Arbeiter-Zeitung

Organ zur Wahrung der Interessen der Arbeiterklasse.

Inserate
werden die 6 gespaltene Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet und bei mehrmaliger Wiederholung wird Rabatt gewährt. [illegible] 15 Pf. Inserate müssen bis spätestens [illegible] Uhr früh in der Expedition abgegeben sein und sind im voraus zu bezahlen.

Expedition:
Zwingerstraße 22, part.
Geschäftszeit von morgens 8 bis abends halb 8 Uhr.
Telephon: Amt 1, Nr. 1769.

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Festtage.

Nr. 192. | Dresden, Donnerstag den 21. August 1902. | 13. Jahrg.

Der Kaiser befiehlt — der Kanzler gehorcht.

„Es unterliegt keinem Zweifel, daß von dem Telegramm des Kaisers an den Prinzregenten weder der auf Urlaub befindliche Reichskanzler, noch irgend eine andere verantwortliche politische Persönlichkeit vorher unterrichtet oder gar befragt worden ist. Sie alle werden höchstwahrscheinlich von diesem Telegramm erst durch die Veröffentlichung erfahren haben und von ihm ebenso überrascht gewesen sein wie andere Zeitungsleser.“

Also schreibt die Frankfurter Zeitung in ihrem neuesten Artikel über die Veröffentlichung der Kaiserdepesche unter der Ueberschrift: „Wer ist verantwortlich?“ Derselben Meinung sind auch die übrigen Blätter, die sich gegen das persönliche Regiment kehren. Sie fordern, daß der Kaiser sich nicht ohne die ministeriellen Bekleidungsstücke zeige, daß er solche, das politische Leben tief aufwühlende Akte, wie die Veröffentlichung des Telegramms einer ist, nicht vollziehe, ehe er den Rat seines verantwortlichen Ratgebers gehört habe. Sie alle sind der Ansicht, daß Bülow seinen Einspruch gar nicht erheben konnte, weil er nicht gefragt wurde, daß der Kaiser also nicht direkt gegen den Rat des Kanzlers handelte, sondern lediglich nicht für nötig fand, diesen Rat einzuholen.

Jetzt aber kommt eine Enthüllung, die uns zeigt, daß das Verhältnis des Kanzlers zum Kaiser noch viel weiter von dem eines leitenden Staatsmanns zum Staatsoberhaupte entfernt ist, als die obige Annahme voraussetzt: die uns zeigt, daß das persönliche Regiment noch viel üppiger ins Kraut geschossen ist, als die öffentliche Meinung bisher angenommen hat. Nahm man bisher an, der Kaiser handle zwar aus seiner impulsiven Natur heraus ohne seine Minister zu befragen, aber auch ohne die Empfindung, daß er ihren Ansichten zuwiderhandle, so stellt sich jetzt heraus, daß Wilhelm II. die Vorstellungen des Kanzlers einfach beiseite schiebt, wenn sie ihm nicht passen, daß er seinem verantwortlichen Ratgeber bei wichtigen politischen Handlungen keinen Einfluß auf seine Entschließungen gestattet. Und der Reichskanzler — bleibt im Amte!

Die Enthüllung, von der wir sprechen, hat unser Münchner Parteiblatt, die Münchn. Post, gebracht. Ihr wurde zum Streit über das Kaisertelegramm von gut unterrichteter Seite geschrieben:

Der Veröffentlichung der beiden Telegramme ist ein lebhafter **Meinungsaustausch** zwischen den beteiligten Stellen in Preußen und Bayern **vorausgegangen**. Und zwar war der Hergang dieser: Unmittelbar nach Eintreffen der Antwort des bayrischen Regenten wurde von Swinemünde aus nach **Berlin der Befehl erteilt**, die Telegramme durch das Wolffsche Bureau veröffentlichen zu lassen. Im Auswärtigen Amt fand sich jedoch jemand, der Bedenken trug und dem **Reichskanzler** Mitteilung machte. Dieser war von der ganzen Angelegenheit **aufs äußerste betroffen**; konnte er doch voraussehen, daß eine öffentliche Bekanntgabe des abfälligen Gefühlsausbruches seines Herrn den übelsten Eindruck hervorrufen mußte und namentlich in Bayern als unbefugte Einmengung empfunden werden würde. Die Aussicht auf **gewisse augenblickliche Stimmungen** ließ Herrn v. Bülow aber trotzdem auf ein unmittelbares persönliches Eingreifen **verzichten** und auf einem **Umweg** versuchen, Wilhelm II. zur Aufgabe seiner Absicht zu bewegen. Die Antwort, die der betreffende Vermittler erhielt, war jedoch derart, daß der Reichskanzler **jeden weiteren Versuch nach dieser Richtung als aussichtslos erkennen** mußte. Um der Sache wenigstens das Verletzende für den Regenten zu nehmen, wandte er sich nun nach **München** mit dem Ersuchen, daß man sich dort mit der Veröffentlichung einverstanden erklären möge. Aber auch hier war die Antwort eine **ablehnende**, und eine Anfrage im **Jagdhoflager des Regenten** lieferte kein anderes Ergebnis. Die Aufnahme bei letzterem soll eine solche gewesen sein, daß Herr v. Crailsheim sich veranlaßt sah, seinem diplomatischen Stil im Verkehr mit Berlin **eine bisher unbekannte Nuance** zu geben und, wenn auch vorsichtig eingewickelt, das Befremden über den ganzen Vorgang und die peinliche Lage, in die Regent und Regierung dadurch gebracht worden, zum Ausdruck zu bringen. Unmittelbar darauf erging ein **erneuter und direkt von Wilhelm II. erteilter Befehl** an das Auswärtige Amt, ohne jeden Verzug zur Veröffentlichung zu schreiten. Der Hinweis auf München, als Quelle, ist in Berlin beigefügt worden.

Diese Münchner Enthüllung redet Bände von der Stellung des „leitenden Staatsmanns“ im deutschen Reich. Der Kaiser hat das Wort wahr gemacht, er wolle sein eigener Kanzler sein.

Wir haben gestern die Frage der Nationalzeitung wiedergegeben, die da meinte, was der Kanzler gegen die Wiederkehr von Ueberraschungen, wie die Veröffentlichung der Depesche eine war, zu thun gedenke. Die Nationalzeitung wird aus der Erzählung der Münchner Post ersehen, daß Bülow keine Ueberraschung widerfuhr, als das Telegramm veröffentlicht wurde. Und da hat sie auch gleich die Antwort auf ihre Frage, was Bülow zu thun gedenke. Er wird nichts thun, wie wir schon gestern sagten. Wenn der Kaiser befiehlt, so läßt er geschehen, was er nicht hindern kann und bleibt nach wie vor der „leitende Staatsmann“. Das persönliche Regiment hat ein gefügiges Dienerpersonal gefunden.

Daß Bülow nicht zum erstenmal dergleichen erlebt und hinnimmt, zeigt der Umstand, daß er seine Bedenken nicht einmal direkt dem Monarchen mitteilte, sondern sich einer Mittelsperson zu bedienen für nötig hielt. Er muß also wohl schon allerlei bittere Erfahrungen gemacht haben, die ihm zeigten, daß der Rat des verantwortlichen Ratgebers nicht der gewichtigste in den Augen des Kaisers ist.

Die Monarchisten mögen diesen Stand der Dinge beklagen — wir haben keinen Anlaß dazu. Wir haben ja nicht für das Ansehen der Monarchie zu sorgen. Wir haben kein Bedürfnis danach, daß der Widersinn der konstitutionellen Monarchie verhüllt werde: wir begrüßen es vielmehr, wenn sich die Dinge zeigen, wie sie sind. Die konstitutionelle Monarchie ist an sich ein Zwitterding, das Verlegenheitsprodukt einer feigen Bourgeoisie, die nicht bis zu Ende zu kämpfen wagte. Der innere Widerspruch dieses Zwitterwesens wird ins Groteske gesteigert, wo, wie in Deutschland, das servile Bürgertum alle Formen und höfischen Ueberlieferungen des Absolutismus eifrig konservieren hilft, die Tradition vom Gottesgnadentum mit ernstem Gesicht als Heiligtum der Nation verehrt und in Verherrlichung des Monarchen nimmer Maß und Ziel findet. Daß sich bei solchen Zuständen im Träger der Krone ein Selbstgefühl und Machtbewußtsein herausbilden muß, denen die konstitutionellen Schranken zu eng werden, ist leicht begreiflich. Die deutsche Bourgeoisie erntet jetzt die Früchte ihrer phänomenalen Knechtseligkeit!

Politische Uebersicht.

Der Mißbrauch der Amtsgewalt zu Gunsten eines guten Freundes.

jener skandalöse Fall, den die Mannheimer Volksstimme aufgedeckt hatte, wird jetzt, während die badische Regierungspresse schweigt, von der offensichtlich amtlich inspirierten „freisinnig-demokratischen“ Neuen Badischen Landeszeitung zugegeben und möglichst zu beschönigen gesucht. Die Ausweisung soll nicht wegen des Bedürfnisses des Herrn Arztes nach Ruhe vor den Zudringlichkeiten seiner Liebsten erfolgt sein, sondern weil die anhängliche Italienerin gestohlen hatte. Nicht so harmlos läßt sich die Briefsperre erklären, die der Herr Landgerichtsrat zu Gunsten seines Freundes anordnete. Aber sie wird also zu beschönigen versucht:

„Jener Ehemann, der seine sinnliche Verirrung bitter bereute und sich aus den Fesseln der Italienerin zu befreien suchte, war durch die Drohungen der letzteren, seine Beziehungen seiner Frau mitzuteilen, in die größte Angst und Aufregung geraten. Manche Frauen nehmen ja solche Dinge äußerst tragisch, namentlich wenn sie ihren Mann lieben. Er fürchtete also, daß seine Frau sich möglicherweise ein Leid anthun würde, und kam in ganz verzweifelter Stimmung zu dem ihm befreundeten Landgerichtsrat, um ihm die Situation zu schildern. Dabei beteuerte er, falls seine Frau den Brief erhielte, würde er sich eine Kugel durch den Kopf schießen. Da hat sich nun der Landgerichtsrat, der vermutete, es liege ein Erpressungsversuch seitens der Italienerin vor, allerdings zu einem Eingriff hinreißen lassen, der eine Ueberschreitung seiner Befugnisse darstellte; denn es fehlte thatsächlich an den strafprozessualen Voraussetzungen für eine Beschlagnahme. Daß bei dem Landgerichtsrat irgend welche unedlen Motive oder irgend welche Frivolität mitwirkte, ist nach Lage des Falles völlig ausgeschlossen. Seine Beweggründe waren: Mitleid mit dem der Verzweiflung nahen Freunde, Mitleid mit dessen Frau und der Gedanke, durch sein Eingreifen zwei Menschenleben, die er in Gefahr wähnte, retten zu können.

Selbstverständlich läßt sich ein gesetzwidriges Verfahren trotzdem nicht entschuldigen. Er wurde strafversetzt. Daß der Disziplinarhof zu diesem allerdings recht milden Urteile gelangte, ist aber aus den oben geschilderten Umständen des Falles erklärlich. Niemand ist berechtigt, wegen dieses vereinzelt dastehenden, menschlich doch wohl begreiflichen Vorkommnisses von „Beamten-Korruption“ zu reden.“

Die Mannheimer Volksstimme bemerkt zu dieser Darstellung:

„... die Geliebte des Arztes soll **gestohlen** haben und deshalb ausgewiesen worden sein. Wir richten das dringende Ersuchen an die „unbeteiligten aber gut unterrichteten Personen“, nicht nur halbe Wahrheiten zu geben, sondern umgehend der Oeffentlichkeit mitzuteilen, **wann** der Diebstahl begangen worden ist! Man wird doch auf den Liebhaber der Italienerin nicht den Verdacht ruhen lassen wollen, daß er seine Geliebte so schäbig behandelte, daß sie zum Diebstahl greifen mußte? Also, wann war die Vermutung?

Das Blut.

Roman von J. J. David.

(1. Fortsetzung.) [Nachdruck verboten.]

Zweites Kapitel.

Und dennoch sollte ein Tag kommen, an dem an Salomes Wunde, sonst so sorglich gehütet, daß sie ihrer kaum mehr bewußt zu sein glaubte, gerührt wurde. Von fremder Hand geschah es, und so rauh und unversehens, daß sie vor Schmerz und Scham zu vergehen meinte. Eine Verwirrte ging sie an jenem Tage umher. Nur einmal hatte sie den Brief gelesen, der ihr solches Weh brachte, und dennoch kannte sie jeder der hochtrabenden und wunderlich geschnörkelten Wendungen auswendig, in denen ein ganz Unbekannter „einer nicht genug verehrlichen Frau ergebenster Diener und Theater-Direktor“ ihr mitteilte, daß der wundersame Finger des höchsten Wesens das sehr schätzbare und naive Mitglied seiner vortrefflichen Künstlergesellschaft, die Demoiselle Therese Wagner, mit plötzlichem Winke zu sich genommen habe, so daß ihr unmündiges Kindlein Gabriele eine gänzliche Waise geworden sei. Allerdings hätte er sich der Kleinen angenommen, könne sie wohl gar in Kinderrollen verwenden. Aber das scheine nicht mit denen Intentionibus der nunmehro Seligen zu stimmen, die niemalen ein Auftreten derselben gelitten. Und so ergehe denn die Frage an sie als die Tante, ob sie sich des Waisleins erbarmend annehmen, ob sie es ihm überlassen wolle, der freilich wenig für eine Erziehung mehrbemeldeter Gabi Wagner zu thun und mit eigenen Kindern genugsam gesegnet vermögend sei.

Eine Tote war die verschollene Salomens seit Jahren. Einer solchen grollt man nicht, man hadert nicht oft und nie lange übers Grab. Aber nun ward der Ueberlebenden die Schande der anderen gegenwärtig: das lebende Zeugnis davon pochte an ihre Thür, die sie so sorglich vor allem Unehrenhaften behütet. Sie mußte sich des Kindes annehmen, das stand fest; es war Gottes Finger, seine Schickung, von der sie nach den Satzungen ihres Glaubens fest überzeugt war. Aber ein heißer Zorn kam ihr vor dieser Notwendigkeit, er war unmittelbarer als je, weil ein starker Neid mit ihm in ihrer Seele aufquoll: die Unselige besaß das Glück, danach sie selber so heiß begehrt hatte. Aber konnte sie es nicht so erlangen? Konnte ihr die kleine Gabriele nicht Ersatz für Vermißtes werden? Und dennoch, was immer jetzt kam, es war nicht das rechte: nicht die Natur sprach allein dawider, sie wußte, auch Rupert würde sich sperren. Ihn mußte sie bitten! Wie das thun?

Den ganzen Vormittag grübelte sie so. Und dennoch wußte sie sich endlich nicht anderen Rat, als indem sie — man saß gerade bei Küssen, die den Nachtisch machten — ohne jede Einleitung anhub: „Du, Rupert, die Therese ist gestorben.“

Er knackte gleichgültig weiter. „So? Gott schenk' ihr die ewige Ruhe, wenn er sie ihr zugedacht hat. Brauchen könnt' sie's!“

„Nicht wahr?“ rief Salome nach. „Und Du wirst doch als Schwager das Deinige dazu thun, daß sie's finden kann?“

Rupert aß behaglich weiter. „Wüßt' nicht, was ich thun kann dazu. Oder ist sie katholisch worden? Soll ich Seelenmessen für sie lesen lassen?“

„Wie Du nur sprichst,“ entgegnete sie gekränkt ... „Gewiß nicht! Aber da ist die Gabi ...“

„Kenn' ich nicht! Geht mich nichts an!“

„Nun, der Theres ihr Kind. Und das hat niemanden auf der Welt, wenn nicht uns. Oder soll sie schlecht werden auch? Und weil wir so keines haben, so möcht' ich denken —“

Er unterbrach sie heftig: „Ich mag kein Madel. Das von der Komödiantin schon gar nicht.“

„Ueberleg' Dir's, Rupert!“ bat sie ... „Ich sag' Dir: es ist Schickung, daß die Gabi zu uns kommt. Sie soll besser werden, als die Theres gewesen ist. Und Du hast das Herz, ihr die Thür zu schließen?“

„Sie wird's nicht! Ich will sie nicht! Ihr taugt alle nichts!“ schrie er.

Die Frau wurde sehr blaß: „Ich hab' mich mein Lebtag geplagt, und was Du hast, das hab' ich mitgeschafft. Und soll ich mir darum in meinem Hause sagen lassen, daß ich nichts taug'? Bin ich daher alt geworden? Und warum? Weil ich so thun will, wie jeder Christenmensch thäte? Sag' Du, was Du willst: da hat sich doch manche in Seiden vor ihr zu schämen, und sie ist stolz und kalvinisch blieben und hat gehungert und sich nicht gemuckt. Oder hat sie Dich angebettelt? Und Du schimpfst sie ins Grab hinein? Und schreist mit mir, wie nie? Das ist schlecht, und Du bist's und sonst keiner mehr in dem Zimmer!“

Er lenkte ein: „Und was willst Du mit dem Kind?“

„Brav soll sie werden, die Gabi!“

„Und glaubst, Du kannst sie dazu machen? Bedenk', es wird sein Lebtag kein Bauernpferd englisch. Das Blut macht's da aus. Wird's bei Menschen auch nicht viel anders sein.“

Sie hielt noch eine Nuß in der Hand; so gewaltsam schlossen sich ihre Finger darüber, daß man es krachen hörte: „Brav will ich sie machen, oder sie soll mir nicht leben, die Gabi.“ Es klang wie ein Eid, und wer die Frau sah und wie ihre Augen flammten unter den grauen Haaren, der wußte, daß es ernst gemeint war.

Er zuckte die Achseln: „Thu', was Du mußt. Aber mein ist sie nicht.“

„Soll's nicht sein. Hat man die verdorben durch Güte, wird man's hier nicht. Sie muß mir brav werden, die Gabi!“

Es war eine schwere Fahrt, die Salome Lohwag noch des gleichen Tages antrat. Sie hatte sich wohl dazu herausgeputzt, und Rupert, der um den Wagen herumschlich, um ihr sein gewohntes: „Mußt Dich nicht tummeln mit dem Heimkommen, aber schon gar nicht,“ zum Abschied nachzurufen, staunte ordentlich, wie stattlich und herrenmäßig sein Weib einherschritt. Selbst etwas Schmuck hatte sie angelegt und freute sich, daß der Bäcker sein schönstes leichtes Gespann hatte aus dem Stalle ziehen lassen. Man sollte sehen, daß es ordentliche Leute waren, zu denen die Gabi kam. Aber eine Freude hatte sie nicht mit sich: stumm fuhr sie durch das blühende Land, durch die Städte und Flecken, mit denen es übersäet ist. Oft wurde sie ehrfürchtigst gegrüßt, wenn ihr Wagen an einem der Wirtshäuser längs der hellen weißen Straße vorüberfuhr. Das hatte sie sonst erfreut: das waren ihnen schuldige Leute, und sie wußte von jedem, wie hoch er bei ihnen im Schuldbuche stand, und konnte so an Jahren berechnen, um wie viel ihr Einfluß und damit ihr Vermögen gewachsen war. Heute ließ sie's gleichgültig, immer ernster und schwerer sah sie darein, und wendete sie sich rückwärts und sah nach dem Plätzchen, das bestimmt war, mit Gepäck beladen zu werden, dann seufzte sie wohl gar.

Aber noch strenger schaute sie in die Welt, da sie am